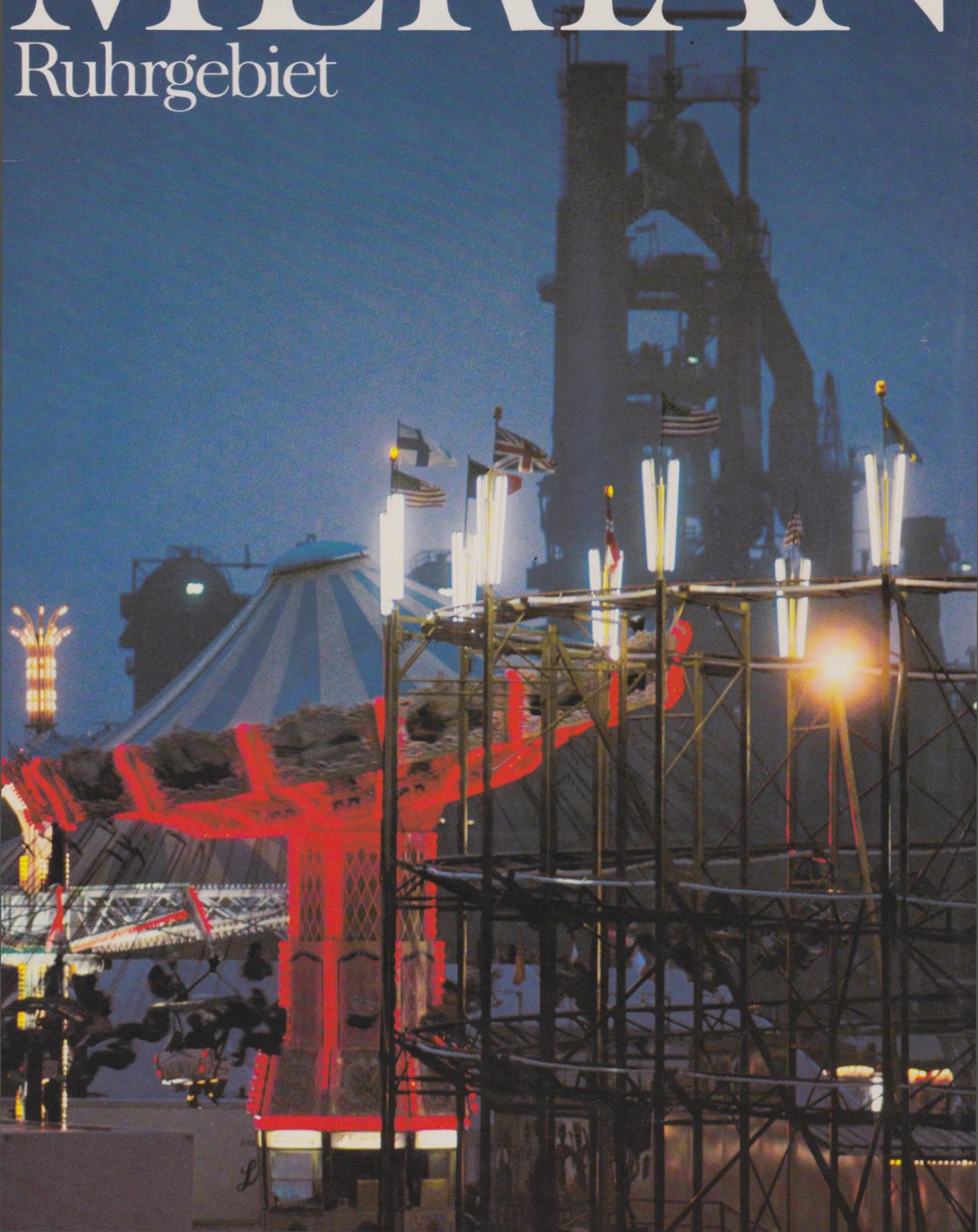


MERIAN

Ruhrgebiet



Heute unter Denkmalschutz: Industriearchitektur

Von Roland Günter

Vor zwölf Jahren war es noch gar kein Thema, heute ist es Pflichtfach der Denkmalschützer: Bauten der Arbeitswelt genauso zu erhalten und zu restaurieren, wie es für die Monumente von Religion und Macht schon immer selbstverständlich war.

Daß man sich erst so spät auf sie besann, ist kein Wunder, denn der herkömmlichen Vorstellung von einem Denkmal entsprechen sie nicht. Ihre Entstehung verdanken sie schließlich nicht dem Sinn des Menschen für Schönheit, nicht seiner Fähigkeit zum Genuß, seiner Sehnsucht nach Erbauung, seinem Bedürfnis, einem Glauben oder einer Idee zu dienen oder seinem Wunsch, dem Augenblick Dauer zu verleihen. Paten der Bauten von Kapital und Arbeit sind Funktionalität und Rentabilität. Für den Gebrauch gebaut, sind sie nach dem Verbrauch überflüssig geworden: Wegwerfarchitektur. Technik veraltet, eine Kirche nicht.

Technische Bauten sind aber ebenso Dokumente unserer Vergangenheit wie die Zeugnisse der Kultur der Herrschenden: Schlösser, Burgen, Statuen. Die Türme und Werkhallen beherbergten diejenigen, von denen die Geschichte gemeinhin schweigt, enthüllen die Bedingungen ihrer Existenz. Industriearchitektur zeigt aber nicht nur die Voraussetzungen derjenigen, die die Arbeit leisteten, sondern auch das Selbstverständnis derer, die das Kapital repräsentierten.

Der Malakoff-Turm (1850–1880)

Der steinerne Förderturm ist ein Beispiel dafür, wie vielschichtig Industriebauten interpretiert werden können. Der Name entstand nach dem Krimkrieg (1853–56). Beim Kampf um Sewastopol hatte das Fort Malakoff am längsten Widerstand geleistet. Wer den Namen zum ersten Mal auf die gemauerten Fördertürme angewandt hat, läßt sich nicht mehr feststellen. Daß es geschah, hat seinen Grund sicher auch darin, daß die hierarchischen Strukturen von Militär und Industrie als ähnlich empfunden wurden.

Die Malakoff-Türme sind trotz ihrer gewaltigen Baugestalt nur ein kleiner Teil des Bergwerkes: Der größte Teil liegt unter der Erdoberfläche und dehnt sich oft über einen Stadtteil hinweg aus – *unsichtbar* für Bewohner und Durchreisende.

Ökonomisch gesehen ist der Malakoff-Turm das Symbol einer neuen Phase der Ausweitung der Kohleförderung. Als die Kohle in Form von Koks für die Eisenhütten verwendbar gemacht wurde und dadurch sich die Massenerzeugung von Eisen entwickeln konnte, entstanden aufgrund der sprunghaften Nachfrage in kurzer Zeit Großzechen mit jeweils mehreren tausend Bergarbeitern.

Betriebswirtschaftlich gesehen ist der Malakoff-Turm der Ausdruck des Zusammenschlusses von Kleinzechen zu Großzechen (Consolidationen). Das bedeutet: Kleine Kapita-

lien werden zu großen zusammengelegt, um die immensen Investitionen für die notwendigen neuen Großanlagen aufbringen zu können.

Technologisch zeigt der Malakoff-Turm, daß es nun möglich geworden ist, größere Tiefen bergbautechnisch zu erschließen.

Bautechnisch müssen die oft bis zu 2,5 Meter dicken Mauern die Schwingungen der Förderkonstruktion mit der Seilscheibe bewältigen, deren Antriebskraft die Dampfmaschine im danebenliegenden Maschinenhaus ist.

Was bedeutet der Malakoff-Turm unter *rationalisierungstechnischem Aspekt*? Nun wird nicht mehr – wie in den frühen Kleinzechen – nach dem Schrägaufzug-Prinzip mit kleinen hölzernen Gerüsten gefördert (wie auf der einzigen erhaltenen Kleinzeche Egbert in Herbede), sondern in senkrechtem Schacht. Das neue Fördersystem ist in der Lage, aus großen Tiefen, rasch und sicher sehr große Förderlasten zu bewältigen, die durch die Konzentration der Förderung anfallen.

Die Arbeitsbedingungen bessern sich: vor allem die Mühe der Förderung. Seit 1858 werden auch Personen befördert, das heißt, sie haben anstelle des früheren mühsamen Einstiegs eine rasche Einfahrt, die die menschliche Energie spart und sicherer ist.

Anschaulich zeigt der Malakoff-Turm die Ideologie des Zechenbesitzers: Schon die Flügelanlage von Zeche Carl I in Essen-Altenessen (um 1850) macht deutlich, daß der Zechenherr sich nicht mehr wie ein Bauer fühlt, der nebenher oder im bauernhofähnlichen Betrieb der frühen Kleinzechen im Ruhrtal Kohlen aus der Erde holt, sondern wie ein Großbürger. Im Boom der Gründerzeit, im Rahmen der „Feudalisierung des Großbürgertums“ (Hans Jaeger) wächst der Prestigeanspruch: Der Zechenherr wird zum „Kohlenbaron“ und demonstriert seine Gleichrangigkeit mit dem Adel.

1882 schreibt die Zeitschrift „Stahl und Eisen“: „Mancher stolze, in reicherem Stile aufgeführte Schachturm ragt wie eine Ritterburg aus Wald und Busch oder in lachendem Gefilde hervor...“

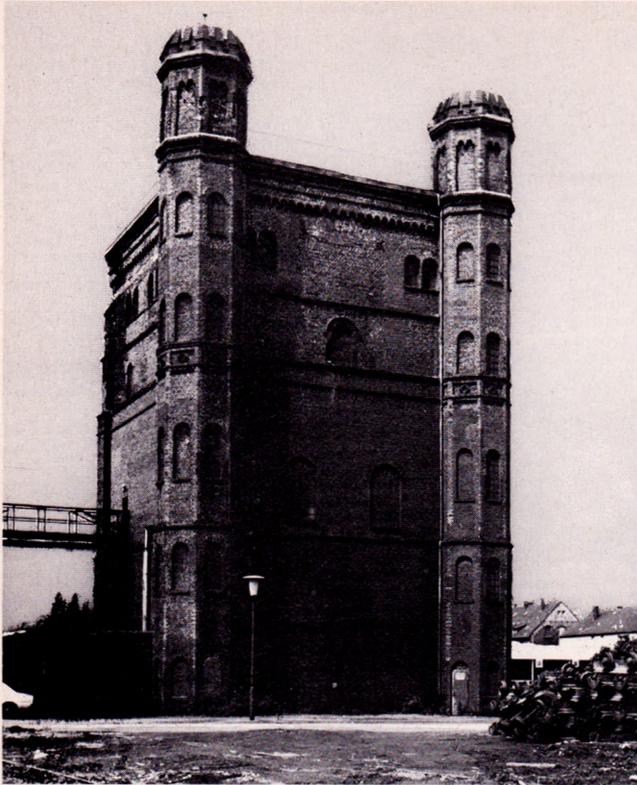
Zugleich ist der Malakoff-Turm eine Art Siegesdenkmal, ein Ausdruck der Überlegenheit. Jeder einzelne Aspekt des Malakoff-Turmes läßt sich deuten. Zusammengemischt sind: ein bißchen Kirche, viel Burg, etwas Aussichtsturm und Orientierungszeichen, ferner großbürgerliches Streben nach Prestige, Distanzierungsgebärden, Hoheitssignale und Backstein-Dekorationen, die als Ornamente genußfähig sind.

Die Organisation der Arbeit vieler schafft auf der einen Seite Unterdrückung, regt aber auf der anderen Seite die Selbst-



Ein Paradestück ist die Maschinenhalle der Zeche „Zollern II“ im Dortmunder Stadtteil Bövinghausen. Der Stahlskelettbau mit seinen Jugendstilornamenten, Glasmalereien und einer Armaturenwand

aus Marmor macht deutlich, daß Industriearchitektur über ihre sozial- und technikgeschichtlichen Aspekte hinaus auch eine großartige ästhetische Dimension haben kann
Foto: Klaus Michael Lehmann



Malakoff-Turm der Zeche Bodelschwingh Foto: Lehmann

organisierung der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage in Form von Gewerkschaften an und treibt dadurch die vom Bürgertum initiierte, aber seit 1848 stagnierende Demokratisierung der Macht weiter. Für die Nachfahren kommen weitere Dimensionen hinzu: Die Zechentürme regen die technische Fantasie an, ebenso die szenische Fantasie. Sie sind weithin sichtbare Orientierungszeichen.

Der eiserne Förderturm (1880–1960)

Als in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts die Nachfrage weiter steigt und die Kohleförderung wiederum expandiert, wird ein Fördergerüst entwickelt, das noch weitaus größere Lasten zu transportieren vermag: die eisernen Skelett-Türme, die heute noch die Wahrzeichen des Industriegebietes sind.

Die Eisengerüste sind nackte, rein technische Formen. Sie prägen die nüchtern gewordene Rationalität des Betriebes aus, weiterhin die Anonymität des Besitzes, der inzwischen meist von der Personengesellschaft, zur Aktiengesellschaft umgestaltet wurde, und ferner die unverbrämte, immer spezialisierte Technologie eines inzwischen hochentwickelten Ingenieurwesens.

Seit 1949 entstehen Zechentürme, die das Fördergerüst mit einem kubischen Turm verkleiden (der Schacht 1 der Zeche Grimberg in Bergkamen, 1949 von Fritz Schupp; Friedlicher Nachbar in Bochum-Linden, 1950 von Fritz Schupp; Schacht 6 Auguste Victoria in Marl, 1955, Fritz und Dieter Schupp; Hugo 8 in Gelsenkirchen-Buer, 1961, Fritz Schupp; Consol in Gelsenkirchen-Bismarck). Sie könnten auch Silos sein – die Gehäuse sind auswechselbar.

Am Anfang: Die Fabrik als Bauernhof

Unter kunstsoziologischen Gesichtspunkten kann man an Bauten ablesen, welchen Großgruppen sich die Besitzer zu-

geordnet fühlen und welchen Status sie ihnen durch die Ausdrucksformen ihrer Architektur geben möchten. Dafür einige Beispiele.

Die erste Eisenhütte des Ruhrgebietes, die St.-Antony-Hütte in Oberhausen (1758), liegt so abseits im ländlichen Gebiet und ist zunächst so unbedeutend, daß sie die Bauformen eines Bauernhofes erhält: Anstelle von Kartoffeln werden Töpfe, eiserne Öfen und für die niederländischen Kriege Kanonenkugeln produziert.

In der Eisenbahn-Konjunktur um 1840 wächst auch das Sozialprestige des Eisenhütten-Besitzers. Daher gibt er dem Kontorhaus und den (nicht erhaltenen) Neubauten nun die Architekturformen, mit denen sich das Bürgertum standesgemäß ausdrückt.

Großbürgerliches Selbstbewußtsein

In Ruhrort, dem „Amsterdam Westfalens“ (Gedicht 1817), baut sich der Kaufmann und Spediteur Willem Noot ein Packhaus (Hafenstraße 16/20, Privatmuseum). Nach dem Vorbild von Verlegerhäusern des Textilgewerbes ist es zugleich Lagerhaus, Warenumschlagplatz, Kontor und Wohnung.

Einige Meter weiter (Nr. 44) errichtet ein Kaufmann/Spediteur um 1810 ein Wohnhaus – nun getrennt von seiner Arbeitsstätte. Es präsentiert die visuellen Signale des in der bürgerlichen Revolution aufsteigenden Bürgertums in Frankreich. Aber diese Schicht hat ihre Ausdrucksformen nicht selbst erfunden, sondern lediglich weiterentwickelt – aus einer Bautradition, die über das englische industrielle Großbürgertum zum patrizischen Kaufmannsbürgertum in Venedig zurückgeht und dessen Ideologie im Architekturbereich Andrea Palladio (1508–1580) formulierte.

Refeudalisierung nach 1848: Die Fabrik als Schloß

Nach der verlorenen bürgerlichen Revolution 1848 orientiert sich das Großbürgertum zunehmend erneut am Feudaladel und übernimmt dessen bauliche Ausdrucksformen in vielfältiger Weise – als Statussignale. Der Wirtschafts Imperialismus um die Jahrhundertwende führt zu einer weiteren außerordentlich starken Expansion der Industrie. Sie beeinflusst das Selbstbewußtsein und Selbstverständnis der Industriellen. Diese benutzen für ihre Fabriken und Anlagen (breite Alleen, „Ehrenhof“) nun häufig Ausdrucksformen, die von absolutistischen historischen Bauten stammen, auch dann, wenn nicht alleinregierende Konzernfürsten wie Friedrich Krupp oder August Thyssen Auftraggeber sind, sondern anonyme Aktiengesellschaften. Hier markiert die Architektur den Übergang vom Früh- zum Großkapitalismus. Beispiele: die Hoesch-Hauptverwaltung in Dortmund (1912), das „Zechen-Versailles“ der Jakobi-Zeche in Oberhausen-Osterfeld (1912 abgerissen).

Die Fabrik als Ordensburg

Nöch weiter verbreitet sind die Ausdrucksformen des Deutschen Ritterordens der Ostprovinzen Preußens. Beispiele: Der Hofbereich der Zeche Zollern II in Dortmund-Bövinghausen (1900 von Paul Knobbe), die Lohnhalle der Zeche Waltrop (um 1900), die Zeche Hansemann in Dortmund-Mengede (um 1910), die Lohnhalle und Waschkäue der Zeche Westhausen in Dortmund-Bodelschwingh (1910) sowie die Konsum-Anstalt IV der Gute Hoffnungshütte AG (GHH) in Oberhausen-Vondern. (Fortsetzung Seite 72)

Wirtschaftsimperialismus: Eine Industriellenelite setzt sich gegen den Adel ab

Im Bewußtsein, den Adel ökonomisch überflügelt zu haben, versucht eine kleine Gruppe von Industriellen, sich gegen den Adel als neue Elite hervorzuheben: unter anderem durch die Ausdrucksformen, die avantgardistische Architekten entwickeln: Hermann Muthesius, Bruno Möhring, Peter Behrens, dann weitere Werkbund-Architekten wie Bruno Taut und Walter Gropius.

Eines der frühen Baudokumente dieser Avantgarde ist die Maschinenhalle der Zeche Zollern II in Dortmund-Bövinghausen von Bruno Möhring (1904, von einer Bürgerinitiative gerettet, künftig Industriemuseum). Das Maschinenhaus repräsentiert zugleich den Übergang von der Dampfmaschine zur sauber erscheinenden Technologie der – hier erstmals verwandten – elektrischen Fördermaschine. Es ist ein dünnes Stahlgerüst mit großen Glasfenstern, das eine ungemein weite und lichte Halle bildet.

Bruno Möhring entwirft auch die einzige Top-Manager-Siedlung Deutschlands Am Grafenbusch in Oberhausen (1910) – nach englisch-großbürgerlichen Vorstellungen in dezentem Understatement. Diese Formen erscheinen als neu und dadurch als avantgardistisch, weil sie in auffälligem Gegensatz zu den feudal orientierten Architekturen ihrer Standesgenossen stehen und zudem in Deutschland kaum Kenntnis über die Architektur des Mutterlandes der Industrialisierung vorhanden ist.

Bruno Möhring entwirft auch die beiden Jugendhäuser der Gute Hoffnungshütte (GHH) in den Siedlungen Stemmersberg (1910) und Vondern (1913) in Oberhausen.

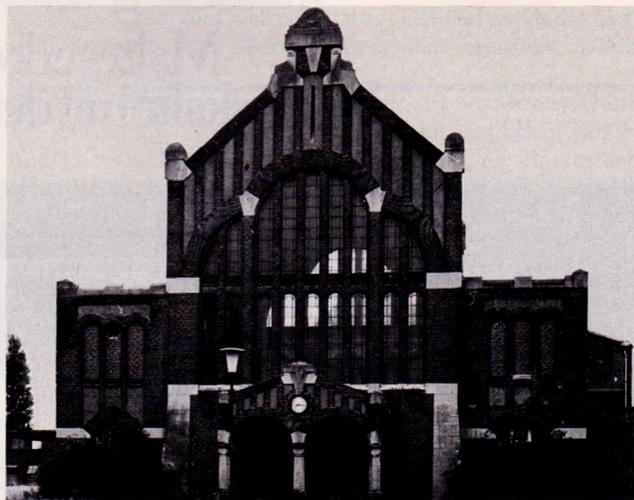
Zwanziger Jahre: Darstellung der Industriemacht

Daß nur die Junker, aber nicht die Industrie den Weltkrieg verloren hätten, wie es der Bayer-Chef Carl Duisberg seinerzeit formulierte, zeigen einige Großbauten der zwanziger Jahre. In Duisburg-Ruhrort entsteht 1922 das später zum Hauptsitz der Rheinischen Stahlwerke (1926 gegründet) bestimmte „1000-Fenster-Haus“ – ein dunkler, wuchtiger Bau des sogenannten Expressionismus, in dem sakralisierende Ausdrucksformen eine große Rolle spielen.

Peter Behrens gestaltet das Lagerhaus und die Hauptverwaltung III der Gute Hoffnungshütte in Oberhausen (1920, Essener Straße) in ihrer Baugestalt ebenfalls als monumentale Symbole der Industriemacht – teilweise mit Assoziationen an Burganlagen und mächtige Tore. In den Details verwendet er jedoch rationalere Formen, die er aus der Kenntnis von Frank Lloyd Wright (Kaiserliches Hotel in Tokio) und niederländischer Architekten (Stijl, Michiel Brinkman) gewinnt.

Zwanziger Jahre: Abstrakte Architektur und Monumentalität

Der avantgardistische Architekt Fritz Schupp (1896 bis 1974) hat von den zwanziger bis in die siebziger Jahre im Ruhrgebiet einen prägenden Einfluß. Er gestaltete 1928, als Hauptwerk, die Zeche Zollverein in Essen-Katernberg (zusammen mit Martin Kremmer, 1894 bis 1945) als eine Struktur von reinen geometrischen Formen in bündig-glatt ausgemauertem Eisenfachwerk – eine Gestaltungsweise wie sie die Architekturtheoretiker und Architekten der Avantgarde des niederländischen Stijl, des deutschen Bauhauses und Le Corbusier in Frankreich entwickelten. Diese Architektur ist



Zeche Westhausen in Dortmund Foto: Lehmann

das gebaute Gegenstück zur gegenstandslosen abstrakten Malerei. Die industrielle Arbeit und ihre Vorgänge, nun durch amerikanische Locarno-Kredite in Mechanisierung und Rationalisierung weitergetrieben, werden von Gehäusen umhüllt und dadurch unsichtbar gemacht.

Der Besucher dieser seinerzeit als modernste und schönste Zeche der Welt geltenden Schachtanlage steht – starr und distanziert – staunend vor einer Art Glasperlenspiel der Architektur: Die Kuben wirken kristallisch, glasklar geformt, als pure Logik, gesäubert, schwerelos, wie schwebend. Zwischen ihnen bilden sich weite, leere Räume, in denen Arbeiter und Lastwagen, die sie gelegentlich durchqueren, wie Zufälle oder sogar als Störung der Architektur erscheinen – zumindest als fremd und vor allem als winzig. Eine zweite Gestaltungsdimension ist in diese erste abstrakte eingefügt: monumentalisierende Elemente. Die Zufahrt und der „Ehrenhof“ vor dem Kesselhaus mit dem riesigen Schornstein als Zentralpunkt können einer absolutistischen Schloßanlage entnommen sein. Das 56 Meter hohe Doppelstrebengerüst des symmetrischen Schachtturmes besitzt eine geradezu altägyptisch wirkende Wucht.

Nachkriegszeit: Architektur als Ausdruck der Technokratie

Die Ernüchterung nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg führt Auftraggeber und Architekten weitgehend dazu, auf die Dimensionen der Monumentalität zu verzichten. Die weiteren Bauten von Fritz Schupp, wie die Zeche Germania in Dortmund-Marten (1953, trotz heftigem Bürgerprotest abgerissen), der Förderturm über dem Bochumer Bergbaumuseum wieder aufgebaut, die Thyssen-Stranggießanlage in Duisburg-Ruhrort (1967, mit F. Winkhaus) und das Thyssen-Oxygen-Stahlwerk in Duisburg-Hamborn (1968/69, mit F. Winkhaus und G. Patschul) führen in ihrer Erscheinungsweise nahtlos die Tradition des reinen, abstrakten, nur seiner eigenen Logik verpflichteten architektonischen Spiels fort. Unsichtbar von außen steckt hinter dieser Architektur eine sorgfältige Ingenieurstätigkeit des Architekten.

Zugleich drückt die abstrakte Architektur die zunehmende Technokratisierung der Industrie aus: das Gewicht der Technologie, die immer stärker von Ingenieurleistungen geprägt, immer feiner und abstrakter wird, den wachsenden Anteil der Maschinenarbeit gegenüber der Handarbeit, die fortschreitende Unanschaulichkeit der Industrieprozesse, die „Herrschaft der Manager“ (James Burnham) anstelle der



Kornmühle in Hattingen Foto: Lehmann

Eigentümer, die Austauschbarkeit und damit den Verlust der spezifischen Prägung des Ortes.

Endpunkt: Der Architekt als Verpackungsgrafiker

Am Endpunkt dieser Entwicklung ist der Architekt zu einer Art Verpackungsgrafiker geworden. Er entwirft neutrale Umhüllungen für Produktionsstätten, die nach außen nur noch den Schriftzug oder das Emblem des Unternehmens – wie eine Brosche – als Werbung präsentieren – ähnlich Zigarettenschachteln.

Die lange Tradition: Verstecken der Arbeitswelt

Diese Architektur verneint nicht zufällig, sondern bewußt alle Bezüge zur Arbeitswelt. Dies hat eine weit zurückreichende Tradition. In den frühen Fabrikbauten der Textilindustrie wurde die Arbeit hinter Bauformen versteckt, mit denen sich die Industriellen am Adel orientierten. Der Adel war stolz darauf, daß er nicht arbeitete. Arbeit galt als niedrig. Das aufsteigende Bürgertum versteckte gern die Fundamente seines Reichtums, durch den es mit dem Adel konkurrieren konnte.

Die Besitzer des verschiebbaren Aktienkapitals seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebten meist weitab von den Arbeitsstätten und begriffen sich eher als Finanzkapital denn als Produzenten, die stolz auf ihre Arbeitsstätten und Erzeugnisse waren.

Mit dem Erstarken der sozialen Bewegung in Gewerkschaften und Parteien wurden zunehmend die Arbeitsbedingungen kritisiert – mit der Folge, daß die Industriellen sich um so mehr bemühten, sie zu verstecken. So ist die avantgardistische

Ästhetik der abstrakten Architektur vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg hochwillkommen: Sie wird im Architekturbereich eine Ausdrucksform der Behauptung, es gäbe keine Arbeiter mehr, sondern nur noch eine nivellierte Mittelschichtengesellschaft (Helmut Schelsky).

Das neue Bedürfnis: Einsicht in die Arbeitswelt

Daß das Verstecken der Arbeitswelt keineswegs einem allgemeinen Bedürfnis entspricht, zeigt sich unter anderem in der wachsenden Forderung nach der Erhaltung historischer Fabriken, die die Erinnerungsfähigkeit an die Arbeit und die industriellen Prozesse anregen. Dieses Bedürfnis könnte als Herausforderung an eine zukünftige Industriearchitektur wirksam werden: die Arbeitswelt öffentlich einsehbar zu machen – weil in ihr der gemeinsame Reichtum produziert und die Grundlagen der Kultur gelegt werden.

Arbeit als Kultur

Die nichtetablierten kulturellen Bewegungen wenden sich zunehmend der Arbeitswelt zu. In stillgelegten historischen Fabriken entstehen Kommunikations- und Künstlerzentren: die Kunstfabrik K 14 in Oberhausen als älteste (1968, selbstverwaltet, ohne Zuschüsse), das Esch-Haus in Duisburg (städtisch, selbstverwaltet, stets gefährdet), die Heintzmann-Hütte in Bochum (städtisch, wieder geschlossen), die Steeler Werkstatt in Essen, die Ruhrwerkstatt in Oberhausen (1968), die Eisenheimer Werkstatt in Oberhausen (1980) und als Projekte die Zeche Carl in Essen-Altenessen (Bürgerinitiative) sowie die Altenberg-Fabrik in Oberhausen (Bürgerinitiative und Stadt).

Klaus Peymann griff sich die abrißbedrohte Heintzmann-Hütte in Bochum (Stühmeyerstraße 33) als Spielstätte und ließ dort als hinreißendes Theaterereignis Bert Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“ inszenieren: ein Schauspiel quer durch die Fabrikhalle, mit wandernden Zuschauern, Industrie durchschaubar machend.

Seit 1968: Aktionen und Erfolge

Die Erfassung der historischen Industriearchitektur hat begonnen (seit 1968 und 1970 durch die Landesdenkmalämter des Rheinlandes und Westfalens). Spektakuläre Rettungsaktionen – bis hin zum Hungerstreik – brachten Erfolge. Bekannt wurden die umkämpften Siedlungen Eisenheim (Oberhausen), Flöz Dickebank (Gelsenkirchen) und Rheinpreußen (Duisburg-Homburg). Das Land gibt Gelder – noch viel zu wenig, aber immerhin (siehe auch Seite 42).

Die größte Schwierigkeit: Was sich bei einem barocken Herrenhaus zum Beispiel trotz geänderter Lebensgewohnheiten noch einigermaßen bewerkstelligen läßt, nämlich es vernünftig zu nutzen, das ist bei den Monumenten der Arbeitswelt ungleich schwieriger. Wie nutzt man einen Wasserturm oder gar einen Gasometer?

Das Bewußtsein aber wächst, daß das Ruhrgebiet keine geschichts- und damit gesichtslose Kahlschlaglandschaft werden darf. Daß die Verpflichtung besteht, den Bewohnern dieser unruhigen Pionierlandschaft Hilfen zu geben: zur Identitätsfindung und zur Entwicklung ihres Selbstwertgefühls. Dazu gehört der Umgang mit der eigenen Geschichte. Wilhelm Wittke, 75, rund 40 Jahre unter Tage gewesen, wünscht sich, daß er seinem Enkel auch weiterhin zeigen kann: „Guck, da drüben habe ich gearbeitet, bei diesem Fördertrum.“ Der Kumpel Wittke möchte ihn erhalten sehen. □